



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Allerhand Sprachdummheiten

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Allerhand Sprachdummheiten



ugleich mit diesem Grenzbotenheft geht eine neue Ausgabe von Wustmanns nun schon in weiten Kreisen bekannt und berühmt gewordenem Buch in die Welt. Willkommener als irgend eine andre Anzeige wird es gerade an dieser Stelle sein, wenn sein Verleger ihn selbst sprechen läßt, das heißt das Vorwort abdruckt, das er dieser neuen Auflage zum Geleit gibt.

Wustmann sagt über sein Buch:

Die Aufforderung des Verlegers, diese dritte Auflage zu besorgen, hat mich ganz unvorbereitet getroffen. Ich hatte über andern, namentlich stadtgeschichtlichen Arbeiten die „Sprachdummheiten“ so vollständig aus den Augen verloren, daß es in den letzten Jahren ein paarmal vorgekommen ist, daß ich mir aus einer bekannten Sprachzeitschrift Belehrungen notiert habe, die mir durch ihre überzeugende Klarheit und Sicherheit angenehm auffielen, und die, wie ich nun nachträglich bei dem Druck dieser dritten Auflage gesehen habe, einfach aus meinen „Sprachdummheiten“ abgeschrieben waren!

Dennoch habe ich die Weiterentwicklung unsrer Sprache immer aufmerksam verfolgt. Kommen mir doch täglich so viel neue Bücher und Zeitschriften unter die Hände, daß ich das gar nicht vermeiden kann. Freilich ist, was ich dabei gesehen habe, nicht sehr erquicklich gewesen. Mein Buch hat zwar großen äußern Erfolg gehabt, aber doch eigentlich wenig genützt. Viele von denen, in deren Hände es gekommen ist, haben es als Nachschlagebuch angesehen, als eine Art von „Duden“ für Grammatik und Stilistik. Ein solches Buch läßt sich aber überhaupt nicht schreiben. Die „Sprachdummheiten“ sind kein Sprachknecht, der auf jede grammatische oder stilistische Frage die gewünschte Antwort bereit hat, sondern ein Buch für denkende Leser, das im Zusammenhange studiert und gehörig verarbeitet sein will. Wer Nutzen davon haben will, muß sich den Geist des Buches zu eigen machen. Gewiß soll es auch der herrschenden Fehlerhaftigkeit und Unsicherheit unsers Sprachgebrauchs steuern, und zu diesem Zweck hat der Verleger die vorliegende dritte Auflage mit einem ausgezeichneten, bis ins Einzelste gehenden alphabetischen Register versehen; aber vor allem soll es doch das Sprachgefühl schärfen und dadurch das Aufkommen neuer Fehler verhüten, und seine Hauptaufgabe ist eine ästhetische: es soll der immer ärger werdenden Steifheit, Schwerfälligkeit und Schwülstigkeit unsrer Sprache entgegenarbeiten und ihr wieder zu einer gewissen Einfachheit

und Natürlichkeit verhelfen, die, gleichweit entfernt von Gassensprache wie von Papierdeutsch, die Freiheit einer feinern Umgangssprache mit der Gesetzmäßigkeit einer guten Schriftsprache vereinigt. Einzelne Kapitel des Buches, die sich leicht herauspflücken lassen und schnell einleuchten, mögen gewirkt haben. Der Gebrauch der beiden häßlichen Papierpronomina derselbe und welcher scheint etwas zurückgegangen zu sein, auch der Gebrauch der widerwärtigen Inversion nach und, der Mißbrauch des Zeitworts bedingen, der bis zu völligem Blödsinn ausgeartet war. Das richtige vierwöchig liest man jetzt öfter als das falsche vierwöchentlich. Aber was wollen solche Einzelheiten bedeuten! Feinere Winke aus der Saglehre sind kaum beachtet, hie und da vielleicht nicht einmal verstanden worden. Im ganzen haben sich unsre Sprachzustände nicht gebessert, sondern verschlimmert. Fehler und Geschmacklosigkeiten, auf die ich vor zwölf Jahren als auf neu auftauchende hingewiesen habe, haben sich inzwischen festgesetzt und werden schwerlich wieder zu beseitigen sein. So die garstige Neuerung, rechts und links, nördlich und südlich als Präpositionen zu gebrauchen. Das greuliche frägt und frug hat immer weiter um sich gegriffen, ebenso die greuliche Mehrzahl Gehälter; Plurale wie Garne und Seiden, Zusammenleimungen wie Lessingdramen und Opelräder werden immer zahlreicher. Die breitspurigen Prädikate, wie: die Aufgabe ist eine sehr schwierige — wollen nicht weichen. Die Fähigkeit, einen richtigen Konjunktiv zu bilden und den richtig gebildeten richtig zu gebrauchen, stirbt fast ab. Und dabei sind wieder eine Menge neue Fehler und Geschmacklosigkeiten aufgetaucht, wie das törichte zugänglich (für zugänglich) und das alberne einschätzen (für schätzen), einsetzen (für anfangen), vorsehen (für beabsichtigen) u. a. Vor zwölf Jahren schrieb ich in der Einleitung zu diesem Buche, ich ginge jede Wette mit ein, daß ich in jedem neu erschienenen Buche, wo ich es auch aufschlüge und den Finger hineinsetzte, in einem Umkreis von fünf Zentimetern um die Fingerspitze eine Sprachdummheit nachweisen wollte. Die fünf Zentimeter könnte ich jetzt ruhig streichen.

Noch schlimmer aber, als daß das Buch von vielen, in deren Hände es gekommen ist, falsch benutzt worden ist, ist das, daß es in viele Hände, die es recht notwendig brauchten, überhaupt nicht gekommen ist, daß viele meinen, für sie sei das Buch nicht bestimmt, sie könnten daraus nichts lernen. Ich will nicht von dem großen Haufen derer reden — im Zeitungsgewerbe zählen sie nach Tausenden —, für die alle Sprachweisheit mit dem Worte Orthographie erschöpft ist, die sich unter „richtig schreiben“ gar nichts andres denken können als orthographisch richtig schreiben. Vor kurzem machte ich eine Zeitung, die in einem kleinen, ihr offenbar von hoher Amtsstelle zugegangnen Aufsatz ein Duzend mal das Wort Beamtin gebraucht hatte, auf die Fehlerhaftigkeit dieser Femininbildung aufmerksam. Was ließ mir die Redaktion erwidern? Bei Duden sei das Wort „auch so geschrieben“! Unleugbar ist in weiten Kreisen eine gewisse Teilnahme für Sprachdinge erwacht. Der gute Wille, Lehre anzunehmen, ist vielfach vorhanden. Ich sehe das aus den Anfragen und Bitten, die das ganze Jahr über an mich kommen. Aber viel größer ist doch noch die Zahl derer, die es für eine Beleidigung halten würden, wenn

ihnen als Erwachsenen (!) zugemutet würde, zu der manchmal doch recht dürftigen Sprachkenntnis und Schreibfähigkeit, die sie sich auf der Schulbank angeeignet haben, noch etwas hinzuzulernen. Macht man sie geradezu auf eine Sprachdummheit, die sie begangen haben, aufmerksam, so nehmen sie einem das höllisch übel, etwa so übel, wie wenn man sie auf eine gesellschaftliche Dummheit aufmerksam macht, z. B. darauf, in dichtem Menschengewühl den Stock oder Schirm hinterm Arme mit der Spitze nach oben zu tragen; sie werden grob, gehn schimpfend davon und tuens nun erst recht. Und das machen selbst Leute, bei denen man eine gewisse Einsicht voraussetzen sollte. Als Freitag 1865 nach dem Erscheinen seiner „Verlorenen Handschrift“ von einem Kritiker auf seine Vorliebe für das falsche Imperfektum frug aufmerksam gemacht worden war, schrieb er an seinen Verleger Hirzel: „Das frug kann er schon in »Soll und Haben« ebenso finden, und wir wollen ihm zum Trotz darauf halten, daß dieser Bankert unsrer Sprache erhalten bleibt und die Zahl der unleidlichen stummen e um eins vermindert.“ Ihm zum Trotz! Das ist der Standpunkt, auf den sich leider viele unsrer Schriftsteller, unsrer Professoren, unsrer höhern Beamten, unsrer vornehmen Geschäftsleute stellen, wenn sie sich auf Sprachdummheiten ertappt sehen. So große Herren können doch unmöglich noch etwas lernen! Was ist die Folge? Man sehe nur die Sprache, in der z. B. die Kunstschreiberei, die jetzt überall ihre Führerdienste anbietet, „in die Erscheinung tritt,“ alle die Aufsätze, Broschüren und Bücher, die über neue Romane und Schauspiele, Opern und Symphonien, Bilder und Statuen, Möbel und Gefäße und über den „Werdegang“ der Schöpfer aller dieser Dinge geschrieben werden, und durch die man das arme blöde Publikum gängeln und ihm das Verständnis für alle diese Herrlichkeiten aufschließen zu müssen glaubt: auf jeder Seite unerhörte neue Wörter, die den Schein unerhörter neuer Gedanken erwecken sollen, umgestülpte, auf den Kopf gestellte Sätze, und dazwischen — ahnungslos! — überall Schulknabenschnitzer und die alten nicht tot zu machenden Schmuckstücke der Amts- und der Zeitungssprache!

Nun, trotz solcher Beobachtungen habe ich mein Buch auch für diese Auflage wieder zu verbessern gesucht. Einzelne sprachgeschichtliche Irrtümer sind beseitigt, einzelne Regeln richtiger gefaßt. Ein paar Abschnitte sind hinzugekommen, in den bisherigen hier und da neue Beispiele zugesetzt, die Modewörter um einige der auffälligsten aus den letzten Jahren vermehrt. Unverändert gelassen habe ich aber auch diesmal wieder die derbe, deutliche und bestimmte Sprache des Buches. Mit Entscheidungen, wie sie manche andre geben: ja, das läßt sich schwer sagen, schließlich ist beides richtig — oder: ja, im Grunde ist keins von beiden schlecht hin zu verwerfen — oder: richtig kann man es wohl kaum nennen, aber der Sprachgebrauch, der sich dafür entscheiden zu wollen scheint, hat doch immerhin eine gewisse Berechtigung — mit solchen gewundenen, unsichern, achselzuckenden Auskünften ist Leuten, die Belehrung in Sprachdingen suchen, nicht gedient. Wenn ihnen solche Weisheit genügte, so würden sie sich nicht streiten und nicht um Entscheidung bitten. Ich weiß das aus tausend Fällen. Aber auch der Sprache selber ist nicht damit gedient. Denn entweder handelt sich um offenbare Fehler — das festzustellen genügt

die Sprachgeschichte und der Sprachgebrauch. Oder es handelt sich um zweifelhafte und schwankende Fälle, dann kommt zur Sprachgeschichte und zum Sprachgebrauch ein drittes Entscheidungsmittel: der gute Geschmack. Und er allein, weder die Sprachgeschichte noch der sonst so gern zu Hilfe gerufene tyrannus Sprachgebrauch, hat zu entscheiden, wenn sichs um ästhetische, um Stilfragen handelt, um die eigentliche Sprachkunst. Das ist es aber eben: in der Sprachgeschichte ist man leidlich bewandert — hat man doch sogar angefangen, sich um die Geschichte des Satzbaus zu kümmern, wozu freilich mein Buch vielfach Anlaß gegeben hat —, auch den heutigen Sprachgebrauch kennt man so ziemlich. Aber der gute Geschmack! Selber getraut man sich keinen zu haben, und wenn sichs ein anderer getraut, dann ärgert man sich über ihn und schreit über Willkür, Eigenmächtigkeit, Unfehlbarkeit. Seit kurzem haben auch die, die sich anfangs damit begnügten, die Sprache von Fremdwörtern zu säubern, dann allmählich die grammatische Reinheit und Richtigkeit mit in den Bereich ihrer Bemühungen zogen, auch die „Schönheit“ der Sprache auf ihre Fahne geschrieben. Sie haben sich darauf etwas spät besonnen — auf dem Titelblatt meines Buches steht schon seit zwölf Jahren: Grammatik des Zweifelhafsten, des Falschen und des Häßlichen! —, aber sie haben sich doch besonnen. Sie werden sich bald genug auch überzeugen, daß, wer auf dem Gebiete des Häßlichen in unsrer Sprache aufräumen will, noch ganz andre und gröbere Besen braucht, als wer die Sprache bloß von grammatischen Fehlern und von Fremdwörtern säubern will.

Aus unserm Sprachelend werden wir nicht eher herauskommen, als bis wir einen wirklichen deutschen Unterricht haben. Solange an unsern höhern Schulen die knapp zugemessene Zeit dazu verwendet wird, deutsche Gedichte und Dramen auf dieselbe Weise zu lesen und zu erklären, wie man griechische und römische, französische und englische Schriftsteller liest, die Schnitzer der deutschen Aufsätze planlos durchzuhecheln, und — was die größte Zeitverschwendung ist — die Schüler und die Schülerinnen (!) über beliebige mit dem deutschen Unterricht in gar keinem Zusammenhang stehende Gegenstände „Vorträge“ halten zu lassen, die doch auch weiter nichts sind als auswendig gelernte Aufsätze, solange es in den obern Klassen unsrer höhern Schulen keinen planmäßigen deutschen Sprachunterricht gibt, solange die, die in Zukunft vor der Nation das Wort und die Feder führen sollen, für die Ausbildung hierzu auf sich selbst und den Zufall angewiesen bleiben, so lange ist keine Besserung zu erwarten. Bis zum Überdruß ist in den letzten Jahren von der „künstlerischen Erziehung“ des Volkes geredet worden. Dabei denkt man aber immer nur an die bildenden Künste und vielleicht ein wenig an die Musik. Daß die höchste und wichtigste aller Künste die Kunst der Sprache ist, und daß die ganz vernachlässigt wird, sieht man gar nicht. Unter denen, die sie ausüben, haben Tausende keine Ahnung davon. Zunächst fehlt es noch an Lehrern, und die müßten doch von den Universitäten kommen. Kann aber jemand eine deutsche Universität nennen, wo Vorlesungen über deutsche Sprache gehalten würden? Ich meine nicht über die Laut- und Formenlehre des Gotischen und des Althochdeutschen — daran fehlt's nicht —, sondern über Grammatik und

Stilistik der heutigen, der lebendigen Sprache, auf sprachgeschichtlicher Grundlage und mit sprachkünstlerischen Absichten und Zielen!

Wenn es einmal dahin käme, dann würden so unzulängliche und unerfreuliche Bücher wie meine „Sprachdummheiten“ überflüssig werden. Darüber wird aber wohl noch einige Zeit vergehn, und so wünsche ich denn auch dieser dritten Auflage recht viel und recht verständige Benutzer.



Im Lazarett

2. Ars moriendi



ie leicht ist doch der Tod! Was uns von ihm trennt, sind nur ein-gebildete Hindernisse. Kein Gebirge, keine Mauer erhebt sich zwischen ihm und uns, es geht ganz eben in das große dunkle Tor hinein. Tränen können den Weg schwerer machen; wir wissen ja aber, wie bald sie trocknen, und wie groß die Erleichterung des Herzens ist, das sich ausgeweint hat. Die Hauptsache ist, daß wir einmal mit uns selbst einig geworden sind, dem Gang der Dinge ruhig zu folgen. Je mehr wir uns an den Tod gewöhnen, desto kleiner werden die Schranken der Ewigkeit. Wer den Tod nicht gesehen hat und eben deswegen den Tod fürchtet, dem ist das Jenseits mit einer ungeheuer großen Tür verschlossen, die über und über mit schweren schwarzen Platten verschlagen ist; sein Blick prallt erschrocken zurück. Wer den Tod oft gesehen hat und vertraut mit ihm geworden ist, für den gibt es höchstens noch einen blühenden Hag zwischen hier und dort; sein Blick schweift hinüber und nimmt dort noch schönere Dinge wahr als hier, und er muß sich halten, daß es ihn nicht mit Macht aus dem Leben hinauszieht. Es ist eine häßliche Sache, die Abneigung des gewöhnlichen Lebens auch schon gegen das Reden vom Tod, kurzfristig wie alle Feigheit; denn im Grunde wird das Leben nur um so schöner, je todbereiter es ist. Will man vielleicht nur nicht daran erinnert sein, daß der Vorhang jeden Augenblick heruntergehn könnte? Oder ist es eine schlaue Berechnung, die um keinen Preis das Leben entwertet sehen möchte, das doch für den Philister das Wertvollste von allem ist?

Ich freue mich nach diesen vielen Jahren noch, daß wir Rekonvaleszenten im Krankenhause der Barmherzigen Schwestern zu Nancy in der Behandlung der Todesfrage eine echte Philosophenschule waren. Fast alle, die da versammelt waren, hatten dem Tode oft ins Auge geschaut, hatten so viele sterben sehen, Sterbende lagen rings um uns jeden Tag. Wie hätten wir es ablehnen mögen, vom Tode zu sprechen? Außerdem waren auch echte Christen unter uns, die aus religiösen Gründen das feige Hasten am Leben nicht kannten, das bei mehr Menschen, als man glauben mag, Ursache und Folge des Fernbleibens von der Kirche ist. Dazu gehörte auch die blasse Schwester Eulalie, deren dunkle Augen tiefer und größer wurden, wenn von dem letzten Augenblick Sterbender die Rede war; sie hätte davon erzählen können, doch zog sie vor, an eine Bettkante gelehnt, still zuzuhören, das einzige mal des Tages, wo die immer Heitere ihr Werk unterbrach.

Gefreiter, was heißt denn das moribund, das die Ärzte auf die Täfelchen schreiben, die sie auf den Schlachtfeldern den Schwerverwundeten anhängen?

Das bedeutet zum Sterben bestimmt. Wenn ein Arzt einem so ein Täfelchen anhängt, lassen ihn die Krankenträger in der Regel liegen; der stirbt dann bald.